

Vorwort des Herausgebers zu ›Schriften zur Symbolforschung‹, Band 12:

## »Symbole im Dienste der Darstellung von Identität«

### Anlass

Wer bin ich eigentlich? Was ist es, das mich im Innersten zusammenhält? Bin ich mehr als nur der geometrische Ort von bestimmenden Größen ausserhalb meiner selbst, seien es astrale Einflüsse, sei es das “Es”, seien es irgendwelche mir vorausliegende Stereotypen der mich einbettenden Kultur? Konstituieren meine Widerfahrnisse mein Ich, oder bestimmt mein Ich meine Lebensgeschichte, so dass ich mich daraus erkenne, etwa im Sinne von Nietzsches Wort “Hat man Charakter, so hat man auch sein typisches Erlebnis, das immer wiederkommt”?<sup>1</sup> Woran erkenne ich, wer ich bin, sein will? Kann ich das durch Introspektion? “Wie kann man sich selbst kennenlernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu tun, und du weisst gleich, was an dir ist.” (Goethe, Maximen und Reflexionen, Nr. 1087) Ereignet sich Ich-Erkenntnis durch ein plötzliches Widerfahrnis? Etwa wie es Jean Paul in seiner »Selberlebensbeschreibung« schildert: “An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Haustüre und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht: ich bin ein Ich! wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum ersten Male sich selber gesehen und auf ewig.” Oder ist eine Identität am Ende nur eine heuristische Annahme, die wir brauchen um zu existieren, nach Lichtenbergs Notiz: “Zu sagen ‘cogito’ ist schon zu viel ... Das Ich anzunehmen, zu postulieren, ist praktisches Bedürfnis.” (K II 76). Woran erkennen meine Mitmenschen, wer ich bin, sein will – und umgekehrt? Und was kann das Studium der Symbole zur Beantwortung solcher Fragen beitragen?

Die Kolloquien unserer Gesellschaft widmeten sich bisher einzelnen Zeichenträgern, beispielsweise dem Tier (Band 7), dem Weg (Band 8), dem menschlichen Leib (Band 10), sodann der Frage nach der Symbolisie-

---

<sup>1</sup> Friedrich NIETZSCHE, »Jenseits von Gut und Böse«, Viertes Hauptstück = Sprüche und Zwischenspiele, Nr. 70.

rungsfähigkeit als solcher (Band 9), es ließe sich auch die ‘onomasiologische’<sup>2</sup> Frage nach der Symbolisierung eines besonderen Phänomens (zum Beispiel der Schuld<sup>3</sup>) vorstellen. Diesmal sei eine besondere Leistung der Symbolik ins Zentrum gestellt. Eine Leistung unter vielen, denn Symbole können verschiedene Funktionen haben:

Sie dienen dazu, Nichtgegenwärtiges präsent zu machen (beispielsweise symbolisiert der Handschuh den abwesenden Herrscher) oder Nichtoffensichtliches anschaulich zu machen; sie können aber auch Andrängendes distanzieren und so tarnen, dass es erträglich wird (denken wir an die Verschiebungen im Traum); eine ähnliche Leistung stellt das verhüllende Umschreiben von Tabuisiertem dar; Symbole können Triviales und als solches nicht Darstellungswürdiges ästhetisch interessant machen; mit Symbolen lassen sich Handlungen ausführen (man kann per Handschlag eine Kuh kaufen). Jene Funktion der Symbole, die uns nun besonders interessiert, ist die, Identität zu schaffen, das heisst Disparates zu einem organisierten Ganzen zusammenzufügen, sei es den Erlebnisstrom des Individuums, seien es einzelne Individuen zu Gruppen oder Gruppen zu noch größeren Verbänden.

Konzentrieren wir uns auf diese identitätsstiftende Funktion, so gesellt sich zur intrikatsten Frage, was ein ‘Symbol’ sei, diejenige, was denn ‘Identität’ eigentlich sei.<sup>4</sup> Dabei ergibt sich indessen keine Potenzierung der Problematik, im

---

<sup>2</sup> In der Semantik kennt man zwei Blickrichtungen: die semasiologische, die ausgehend von den Wörtern nach deren Inhalten fragt (der Explorator nennt ein Wort und fragt, was damit gemeint sei), und die onomasiologische, die ausgehend von den Sachverhalten der Welt nach ihren Bezeichnungen in der Sprache fragt (der Explorator zeigt auf einen Gegenstand und fragt, wie der Mundartsprecher ihn benenne).

<sup>3</sup> Vgl. Paul RICŒUR, *Finitude et Culpabilité*; II: La Symbolique du Mal, Paris: Aubier 1960; deutsch: *Phänomenologie der Schuld*; II: Symbolik des Bösen, Freiburg / München: Alber 1971. – Meinolf SCHUMACHER, *Sündenschmutz und Herzensreinheit*, (Münstersche Mittelalter-Schriften Band 73), München: Fink 1996.

<sup>4</sup> Ich werde nicht alle Definitionen von ‘Identität’ aus meinem Zettelkasten zusammenstellen: Hume, Locke und Hobbes haben sich dazu geäußert und in der neueren Zeit William James, George Herbert Mead, Erik Erikson, Talcott Parsons, Alfred Schütz, Erving Goffman und Peter F. Strawson, um nur einige Klassiker zu nennen und von postmodernen Autoren abzusehen. Es gibt so viele Definitionen wie Autoritäten, was zeigt, wie facettenreich das Phänomen ist. – Vgl. insbesondere den Sammelband *Identität*, hg. von Odo Marquard / Karlheinz Stierle, (Poetik und Hermeneutik Bd. 8), München: Fink 1979. – Eine konzise Darstellung findet sich auch bei Jan ASSMANN, *Das Kulturelle Gedächtnis*. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München: Beck 1997, Drittes Kapitel. Ich muss darauf verzichten, benachbarte Begriffe wie ‘Subjekt’, ‘Person’, ‘Selbst’, ‘Charakter’,

Gegenteil. Identität – insoweit wir dies als einen soziologischen Begriff auffassen – lässt sich gerade von den Gestaltungen ihrer Präsentation her am besten fassen. Jeder Versuch einer Komposition<sup>5</sup> des Identitätsbegriffs wird abgesehen von der Introspektion immer auf den Austausch von Zeichen zwischen Individuum und Gesellschaft abstellen müssen; Zeichen, mit denen das Individuum Identitätsansprüche markiert und die von der Gesellschaft akzeptiert oder refüsiert werden.

Identität ist keine naturwüchsige, objektive Gegebenheit wie meine Augenfarbe oder eine Fingerabdruck, sondern sie ist etwas Latentes, eine Disposition.<sup>6</sup> Identität ist nur erkennbar, wenn sie in irgendeinem Medium geäußert werden kann, sich Ausdruck verschafft. ‘Latentes, das in einem Medium anschaulich wird’ – das ist die Definition des Symbols im weitesten Sinne. Insofern ist das Studium der Ausdrucksweisen von Identität ein guter Zugang zu ihrem Studium selbst. Statt also Identität vorgängig im luftleeren Raum definieren zu wollen, werden wir das Problem der Identität von der Frage her angehen, wie diese denn in konkreten Zeichen manifest werde.

Identität und Symbol gehören ursprünglich eng zusammen, ist doch das ΣΥΜΒΟΛΟΝ ein Wiedererkennungszeichen<sup>7</sup> (Freunde zerbrechen eine Scherbe, um ihre Zusammengehörigkeit nach langer Trennung öffentlich beglaubigen zu können). Das Wort wird früh auch übertragen verwendet, etwa wenn es von ganzen Gemeinschaften heisst, sie hätten “geheime Zeichen und

---

‘Rolle’, ‘Image’ abzugrenzen. Zum Begriff ‘Person’ vgl. den Beitrag von Manfred FUHRMANN in Identität, S. 83–106.

- <sup>5</sup> Bei Entitäten, die nicht vorfindlich sind, muss man den Weg beschreiten, einen Begriff des Gemeinten zu “komponieren”, wie dies Max WEBER für den Begriff “Geist des Kapitalismus” getan hat. (*Die protestantische Ethik*, 1920, Teil I, Absatz 2).
- <sup>6</sup> Dies im linguistisch strikten Sinne von Gilbert RYLE, *Der Begriff des Geistes*, übers. von Kurt Baier, (Reclams UB 8331–36), Stuttgart 1969 (engl. *The Concept of Mind*, London 1949). Dispositionswörter sind beispielsweise: *schachspielen können, zerbrechlich sein, eitel sein*. Erst wenn eine geeignete Situation eintritt (NN hat einen Partner und ein Brett, die Vase wird umgestoßen, NN steht vor dem Spiegel), kommt die Disposition ‘zum Ausdruck’.
- <sup>7</sup> Zur Entwicklung des Begriffs vgl. Reinhart HAHN, *Die Allegorie in der antiken Rhetorik*, Diss. Tübingen 1967, S. 144–159. – Das lateinische Wort *tessera* kann auch ‘Theaterbillet’ oder ‘Wachparole’ bedeuten, vgl. Pauly / Wissowa, II. Reihe, 9. Halbband, Spalte 851f. – Dasselbe kennt auch der germanische Norden (»Gísla saga Súrsonar«: Gísli schmiedet eine kunstvolle zweiteilige Münze, die er und Vésteinn einander bei Gefahr zusenden können); vgl. das Märchen »Bärenhäuter« (Brüder Grimm, KHM 101).

Merkmale, an denen sie einander kennen”, so Christen das Fischzeichen IXΘΥΣ.<sup>8</sup>

### **Medien der Identitäts-Präsentation**

Alles, bei dem wir unter verschiedenen Möglichkeiten die Wahl haben, können wir zum Zeichenträger machen. Und so gibt es ganz verschiedene Klassen von Medien, die zur Präsentation von Identität verwendet werden können. Weil diese Objekte in den herkömmlichen Wissenschaften von verschiedenen Disziplinen verwaltet werden, haben wir eben auch Vertreter möglichst vieler Fächer zu unserem Kongress eingeladen. Der Repräsentation von Identität (sei es einer Einzelperson, sei es einer Gruppe) dienen beispielsweise:

- die Namengebung, nicht nur für ein Individuum lebenslang – solange es nicht beispielsweise durch Profess ein ‘neues Leben’ beginnt –, sondern auch personenübergreifend-sippenbildend (sämtliche Nachkommen der Sachsenkönige im Mannesstamm tragen alternierend die Namen Heinrich, Otto, Brun und Liudolf<sup>9</sup>);
- allerlei Abzeichen, Wappen, Fahnen und dergleichen, mit meist stilisierten Bildern;
- das von einer Berufsgruppe hergestellte Produkt – ein Zeichenträger, der mit zunehmender “Entfremdung” seine Leistung bekanntlich einbüßt;
- das Schriftsystem (zur koreanischen Schrift vgl. unten);
- akustische Zeichen: Hymnen, die *crête* (das Feldgeschrei mittelalterlicher Heere);
- Gesten (beispielsweise der Deutsche Gruß);
- Kleider, Trachten, Uniformen (Bauern durften im Mittelalter keine buntunterlegten Kleider tragen; Mönche haben eine Tonsur; Ärzte haben ein Stethoskop um den Hals baumeln – heutzutage allerdings unterscheidet sich der Schaffner in seinem Tropical-Design-Hemd kaum mehr von den Fahrgästen in der Bahn);
- gemeinsame Idealpersonen, denen nachgeeifert wird, sei es König David oder Che Guevara, (politische Identifikation äusserte sich im 19. Jahrhundert u. a. im Errichten von Denkmälern);

---

<sup>8</sup> Vgl. den Beitrag von Alois HAAS in: Schriften zur Symbolforschung Band 7 (1991), S. 77–89.

<sup>9</sup> Hans Conrad PEYER, Die Namenwahl mittelalterlicher Fürsten (1954), In: ders., *Könige, Stadt und Kapital*, Zürich 1982, S. 45ff.

- markante Formationen in der Landschaft (Thingvellir in Island, das Matterhorn, vgl. den Beitrag von Werner Bellwald);
- Verhaltens-Muster, sei es ein Personalstil, sei es ein gesellschaftlicher Brauch (die Amerikaner haben beim Essen die linke Hand unter dem Tisch; Engländer reichen einander die Hand nicht zum Gruß; ...);
- Feste und Riten, vor allem, wenn sie in einem chronologischen Festkreis verankert sind (Kirchweih, Gedenktage, Schlachtfeiern);<sup>10</sup>
- die Verpflichtung auf eine gemeinsame Lebensform, wie dies beispielsweise in der Benediktinerregel der Fall ist;
- die Muttersprache (zum Ivrit vgl. unten; man denke auch an die räumlich enggekammerte Dialektvielfalt der Schweiz, die sicherlich auch auf das Bestreben der Sprachteilnehmer zurückgeht, eine eigene Identität zu bewahren), ferner auch Subcodes (Jugendsprachen, Rotwelsch);
- narrative Einheiten: das Erzählen von Mythen, die Geschichte der Nation,<sup>11</sup> das Christentum hat man geradezu als “Erzählgemeinschaft”<sup>12</sup> definiert, zu denken ist aber auch an Familienanekdoten u. dgl.;
- die Autobiographie, bei der es sich ja nicht um ein Protokoll von Widerfahrnissen handelt, sondern um einen modellhaften Entwurf der eigenen Identität, in den auch Ideale eingehen, Deutungen, Apologetisches, (so dass der Text teilweise auch die eigene Lebenslüge darstellt), geordnet weniger entlang des chronologischen Verlaufs als vielmehr entlang einer Fortschritt- oder Stufen- oder Entwicklungs-Metapher, wobei die Reflexion auf eine Identität in allen Wechselfällen des äusseren Lebens in Abgrenzung gegenüber Fremdem, anhand von Konflikten mit Mitmenschen geschieht;
- explizit ausformulierte und an bestimmten Anlässen rezitierte Glaubensbekenntnisse (das Credo heisst ja auch *symbolon*);
- Identität stiften sodann Codes über das, was eine Gemeinschaft isst und was sie nicht isst. In der ganzen antiken Ökumene waren die Speisegebote der Juden auffällig. Dazu gehören Enthaltensamkeitspraktiken aller Art (so hilft der

---

<sup>10</sup> Vgl. den reichhaltigen Band von Detlef Altenburg / Jörg Jarnut / Hans-Hugo Steinhoff (Hgg.), *Feste und Feiern im Mittelalter*. Paderborner Symposion des Mediävistenverbands, Sigmaringen: Thorbecke 1991; darin besonders den Aufsatz von Klaus GRAF über Schlachtgedenken, S. 63ff.

<sup>11</sup> Vgl. den wichtigen Aufsatz von Hermann LÜBBE, Zur Identitätspräsentationsfunktion der Historie [wie Anm. 4], S. 277–292; wieder abgedruckt in: ders., *Praxis der Philosophie – Praktische Philosophie – Geschichtstheorie*, (Reclam UB 9895), Stuttgart 1978.

<sup>12</sup> Aufschließend besonders Johann Baptist METZ, Kleine Apologie des Erzählens, in: *Concilium* 9 (1973), S. 334–341 (zur narrativen Theologie).

Fastenmonat Ramadan alljährlich mit, die Gemeinschaft der Muslime zu festigen; vgl. ferner den Aufsatz von Margarete Hubrath in diesem Band).

- Identitätsstiftend wirkt leider auch und besonders gut der Aufbau gemeinsamer Feindbilder, die Aussonderung von Dissidenten und Häretikern, am besten solche, die aufgrund eines leicht erkennbaren Merkmals leicht aus-gemacht (in doppeltem Sinne) werden können.
- Und so weiter. Lassen wir schwer erfassbare Größen wie Totentiere oder die Verwandtschaft (nicht im Sinne der biologischen Verwandtschaft, sondern als Konstrukt einer Sippe) und dergleichen beiseite. Ferner können sich die hier summarisch aufgelisteten Medien überlagern, so werden narrative Zusammenhänge, vor allem wenn sie gemeinsam erinnert werden, punktuell an äussere Größen wie Gedächtnis-Jahrtage oder Räume angebunden.

### **Annäherung an den Begriff ‘Identität’**

Nicht, dass wir von diesen und ähnlichen Beobachtungen mittels einer sorgfältigen Induktion eine abstraktere Ebene gewinnen würden, wo sich der Begriff der Identität fassen ließe. Sondern man muss die Betrachtungsweise nochmals umdrehen und sagen: All diese symbolischen Praktiken sind nur verstehbar, wenn man annimmt, sie seien bestimmt durch ein Ensemble von Wahrnehmungsmustern, Strebungen und Aversionen, Einschätzungs- oder Urteils-Stereotypen, Erwartungshaltungen, Handlungsimpulsen, idées fixes u.a.m. zugrunde, das wir als ‘Identität’ bezeichnen. Damit ist der Begriff noch nicht vollständig komponiert, sondern es gehört weiters dazu, dass diese Größen in einem sinnvollen Bezug zu einander stehen; wo sich starke Differenzen, ja Brüche zwischen den einzelnen Größen zeigen, würden wir von einer neurotischen Störung sprechen. Die Bewusstheit dieser Größen gehört im Kern dazu: ‘Ich bin ich, und ich weiss, dass ich ich bin.’ Andererseits darf der Konstruktcharakter ihrer symbolischen Repräsentation nicht durchschaut werden, sonst wird die Leistung der identitätstiftenden Symbolik kritisch, also nicht: ‘Wir leisten den Eid auf diese Fahne, aber dies ist genau genommen nur eine Text-Formel und ein Stück Tuch.’

Identität baut das Individuum im Laufe seiner Sozialisation in Auseinandersetzung mit seinen Mitmenschen – durch symbolische Kommunikation – allmählich und nicht ohne Krisen auf, sie ist “soziogen”. (Ich stelle mich mithin in die Reihe der symbolistischen Interaktionisten.) Dabei ist die Entstehung der individuellen und der kollektiven Identität ineinander verschränkt. Durch die Präsentation der Identitäten werden Ansammlungen von Menschen überhaupt erst zu Sozietäten, wie umgekehrt persönliche Identität erst aus dem sozialen

Umfeld gewonnen wird. Die Summe der Anerkennungen respektive Abweisungen, die ein Individuum von anderen Gruppenmitgliedern erfährt, macht seine Identität von aussen aus; und die allmählich erfahrene Konstanz der Verhaltensmuster und deren Selbstinterpretation führen im Lauf seiner Ontogenese zu einer inneren Identität.

Es gibt beim Erwerb der identitätsstiftenden Symbolik so etwas wie Prêt-à-porters: standardisierte Symbole, die man annehmen kann, stereotype Rollen, in die man schlüpfen kann; daneben gibt es wohl auch immer den eigenen Entwurf, phantastisch-poetisch so weit das möglich ist (einst: so weit die strikten Normen dies nicht zurückgebunden haben; heute: so weit uns die Unterhaltungs- und Mode-Industrie nicht die Kreativität wegstiehlt).<sup>13</sup> Wichtig ist aber besonders: Erst durch das Bewusstwerden eines (mit sich selbst identischen) Gegenübers – sei es der Mitmensch für den Einzelnen, sei es eine fremde Ethnie für die Gruppe – werden Züge der eigenen Identität bewusst (vgl. den Beitrag von Suzanne Chappaz in diesem Band). Während die Identitäten der anderen unmittelbar erfahren werden, ist die eigene Ich- oder Wir-Identität also immer über das Fremde vermittelt. Die Metapher des Spiegels lässt sich kaum vermeiden, ebensowenig wie diejenige der Maske.<sup>14</sup>

Identität ist etwas Mehrschichtiges. Es gibt “kollektive” Identität und Ich-Identität; bei letzterer lässt sich unterscheiden:<sup>15</sup> der Aspekt der “individuellen” Identität (als das Bild der das Ich von anderen unterscheidenden Eigenzüge) und der Aspekt der “personalen” Identität (als Inbegriff aller dem Ich durch die Eingliederung in ein Sozialgefüge zukommenden Rollen). Mead hat unterschieden zwischen dem “I” als der Reaktion des Einzelnen auf die Haltungen anderer und dem “me” als organisierter Gruppe von Haltungen anderer, die man selbst einnimmt. Diese Differenz ist die Voraussetzung dafür, dass wir überhaupt ‘eine Rolle spielen’ können. Wir kennen alle die kleinen

---

<sup>13</sup> Vgl. Hans Peter DREITZEL, *Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden der Gesellschaft*, Göttingen 1968, gekürzte Ausgabe als dtv-Taschenbuch, Wissenschaftliche Reihe 4128, Stuttgart: Enke 1972.

<sup>14</sup> Vgl. den Titel des Buches Anselm L. STRAUSS, *Spiegel und Maske*. Die Suche nach Identität, Frankfurt/M.: Suhrkamp 1986.

<sup>15</sup> Cf. Assmann [wie Anm. 4, S. 131f.] Man könnte salopp formulieren: Identität wird erreicht durch Einfügen in eine Gruppe, durch Absonderung von anderen und durch Spiegelung an anderen. Oder: Identität ist die Schnittmenge meiner eigenen Wunschvorstellungen mit dem, was die anderen mir konzедieren.

alltäglichen Rollen- und damit Sichtwechsel ('ich als Autofahrer' / 'ich als Fußgänger'; oder 'ich privat' / 'ich öffentlich' usw.). Ob wir das immer gleich als Zynismus einschätzen müssen oder nicht auch sagen können, unser psychischer Apparat habe glücklicherweise einen Saumagen?<sup>16</sup>

### **Leistungen der Identität**

Identität ist für die Person wie für die Gruppe wichtig. Wer keine aufbaut, kommt in die Gefahr einer Selbstwert-Krise und wird so handlungsunfähig. Wer Identität aufgebaut hat, steht nicht mehr unter dem Druck, alltäglich beweisen zu müssen, dass er ein toller Hecht ist. Identität dient dem Individuum zur Interpretation seiner Widerfahrnisse und seines Handelns; sie dient – als beim Gegenüber vorausgesetzte Konstante – zur Interpretation von dessen Handeln. Identität macht den Partner berechenbar. Innerhalb der Gruppe oder zwischen Gruppen dient die Identität dazu, dass der Rang nicht ständig neu ausgehandelt werden muss, mithin der Vermeidung von Konflikten – dies führt allerdings zwangsweise zur Diffamierung des Fremden.<sup>17</sup> Umgekehrt gehen Identitätskrisen mit schauerlichen Angstzuständen einher. In archaischen Gesellschaften bedeutet der Entzug der sozialen Approbation (durch Bann, Anathema) geradezu den Tod.

Identität reduziert Komplexität und stabilisiert den System-Umwelt-Komplex (bei Niklas Luhmann kann man das fundiert nachlesen); oder mit Arnold Gehlen: sie bietet "Entlastung"<sup>18</sup>. Identitäten der Kommunikationspartner stabilisieren die Interaktion: mein Gegenüber ist aufgrund der Rollenerwartungen berechenbar. Und insofern von mir als Partner Verlässlichkeit erwartet wird und meine Akzeptanz in der Gesellschaft darauf gründet, kann man sogar sagen, Identität stelle einen Keim der Ethik dar.

---

<sup>16</sup> Es gehört zum faden Witz der Talk-Shows, das Auseinanderklaffen verschiedener Identitäts-Teile herbeizuführen, vgl. den Diskussionshinweis von H.-U. GUMBRECHT in: Identität [wie Anm. 4] S. 679.

<sup>17</sup> Das Fremde 'politically correct' nicht zu diffamieren und dennoch im Konkurrenzkampf handlungsfähig zu bleiben – Identität haben, aber doch nicht ausspielen – das ist eine der Quadraturen des Zirkels (oder vielleicht auch mürbe machenden Paradoxien) unseres Jahrzehnts.

<sup>18</sup> Arnold GEHLEN, Mensch und Institutionen (1960), in: A. G., Anthropologische Forschung, (rowohlts deutsche enzyklopädie 138), Reinbek 1961, S. 69–77.

Hinsichtlich der Profiliertheit der Identität gibt es Extreme: Wer seine Individualität überbetont, wird zum Sonderling, zum Kauz, der der Lächerlichkeit anheimfällt. Umgekehrt kann die vorübergehende Auflösung der Individualität auch reinigend wirken.<sup>19</sup> Vielleicht sind es solche Erfahrungen, die es Menschen von einer bestimmten Alters- und Kulturstufe an als ratsam erscheinen lassen, ihre Identität auch freiwillig preiszugeben, in der Hoffnung, sie werde durch eine höherwertige überformt (vgl. den Beitrag von Cornelia Rizek in diesem Band).

### Einige Fallstudien

In den in mittelalterlichen Romanen geschilderten Zweikämpfen ist es Sitte, dass der Unterliegende zuerst seinen *Namen nennt* und damit seine Identität preisgeben muss, denn das gilt als demütigend; umgekehrt ist es eine Provokation, nach dem Namen des (in seiner Rüstung mit geschlossenem Visier anonymen) Gegners zu fragen.<sup>20</sup> Einen großen Teil der Einkünfte gaben die Adligen dafür aus, das ganze Gefolge mit einem identischen Wappenrock auszustatten; ja das Präsentieren der heraldischen Abzeichen war offenbar weitaus wichtiger als der aktive Kampf.

Wie prekär es sein kann, Identität nicht wahrzunehmen, stellt das Nibelungenlied dar.<sup>21</sup> In Island lebt die riesenstarke Königin Prühilt. Bisher hat noch kein Werber die von ihr gestellten Aufgaben bewältigt. König Gunther von Worms will Prühilt erkämpfen. Sîvrit, der an seinem Hofe lebt, will ihm helfen, wenn er dafür Gunthers Schwester Kriemhilt zur Frau bekommt. Der Handel wird geschlossen. Sie begeben sich nach Island. Prühilt geht zuerst spontan auf Sîvrit zu. Doch der gibt sich – indem er Gunther das Ross führt und ihm den Steigbügel hält – als bloßer Lehensmann König Gunthers aus, welcher mit Prühilt kämpfen will. In der Tarnkappe besteht Sîvrit dann die Kämpfe. Wer

---

<sup>19</sup> Ich denke an Fausts Heilschlaf oder den vorübergehenden Wahnsinn des Protagonisten in HARTMANNs VON AUE »Iwein«-Roman.

<sup>20</sup> Das kann zu Komplikationen führen. HARTMANN VON AUE schildert im »Erec« (Vers 9316ff.) einen Zweikampf, in dem der Unterlegene (Mabonagrîn) den Sieger (Erec) bittet, seinen Namen zu nennen. Erec macht ihn darauf aufmerksam, das sei nicht konform (*wider dem site*), worauf Mabonagrîn erklärt, es könne ja sein, dass er von einem völlig unerfahrenen Kämpfer besiegt worden sei; in diesem Falle wolle er lieber sterben als sich ergeben; deshalb wünsche er den Namen des Siegers zu wissen. Das sieht Erec ein und gewährt es ihm sogleich – noblesse oblige.

<sup>21</sup> 6. Âventiure, Strophe 397 (Hs. B).

den sog. *Stratordienst*<sup>22</sup> leistet, weist sich als Lehensmann des zu Ross Sitzenden aus. Das Täuschungsmanöver Sîvrits, die Verheimlichung seiner wirklichen Identität, bedeutet eine initiale Irritation, welche die ganze soziale Balance ins Wanken bringt. Sie kostet ihn letztlich das Leben, ja führt die Burgunden allesamt ins Verderben.

Die koreanische Schrift, *Hangul*, wurde von König Sejong (1397–1450 unserer Zeitrechnung) durch ein Edikt im Jahre 1446 bekanntgemacht, aber erst zur Zeit der japanischen Kolonialherrschaft in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zum Symbol des Widerstands, und 1949 eingeführt. Die Schriftreform im 15. Jahrhundert bedeutete die Emanzipation von einer chinesischen Schriftsprach-Kultur. Hangul ist heute “das wichtigste Symbol koreanischer Identität”.<sup>23</sup>

König *Louis XIV.* hat einen großen Teil seines bürokratisch durchorganisierten Staatsapparats dafür verwendet, seine Identität zu inszenieren.<sup>24</sup> Die Medien seiner Imageproduzenten waren: Umgangsformen und Hofzeremoniell, Aufbau einer eigenen Ikonographie für Standbilder und Medaillen, Abfassenlassen von panegyrischen Dichtungen sowie deren Verbreitung über die Presse, Aufbau eines innenpolitischen Feindes (die Fronde) und eines aussenpolitischen (Holland) wie eines religiösen (die Calvinisten); ja sogar die Akademien waren zur Festigung der Identität des Sonnenkönigs gedacht.

Sogar *Kalender* haben identitätsstiftende Kraft: Der Gebrauch des vorgegregorianischen Kalenders hob die Protestanten von den Papisten ab, in der graubündnerischen Gemeinde Susch konnte der Julianische Kalender noch im 18. Jahrhundert nur mit Waffengewalt beseitigt werden; anlässlich des Jahrestags des Bastillesturms führte die neue Regierung 1790 einen Revolutionskalender ein.

---

<sup>22</sup> Kaiser Lothar hielt in Lüttich 1131 Papst Innozenz II. den Steigbügel; Barbarossa hatte 1155 zunächst gezögert, dies zu tun. Vgl. S. PICOT-SELLSCHOP, Artikel “Stratordienst” in: *Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte*, hg. Adalbert Erler / Ekkehard Kaufmann, Berlin: E. Schmidt, s.v. (33. Lieferung, 1991).

<sup>23</sup> Florian COULMAS in: *Neue Zürcher Zeitung* vom 18.9.1997, S. 45; vgl. Harald HAARMANN, *Universalgeschichte der Schrift*, Frankfurt/M.: Campus 1990, S. 355ff.

<sup>24</sup> Peter BURKE, *Ludwig XIV. Die Inszenierung des Sonnenkönigs* (engl. *The Fabrication of Louis XIV.*, 1992), Fischer Taschenbuch 12337, Frankfurt/M. 1995.

*Staatswappen* sind dann besonders interessante Studienobjekte, wenn die Nation von politischen Umschwüngen gebeutelt wird, während sie doch eine starke Identität bewahrt. Am Kolloquium hielt András Horn (Basel) ein reichdokumentiertes Referat über die Geschichte des ungarischen Staatswappens, in der sich Einigung und Teilung, Bekenntnis zur Monarchie oder Republik, Besitzansprüche sowie Traditionsabbrüche und -wiederaufnahmen (zur Zeit der kommunistischen Herrschaft) zeigen.<sup>25</sup>

Wie stark eine Sprache zur Identitätssicherung der sie Sprechenden beiträgt, lässt sich am *Ivrit* zeigen.<sup>26</sup> Die Sprache hat Eliezer Ben Yehuda (1855–1922) im Geiste des Zionismus durch die Wiederbelebung des Hebräischen geschaffen. Dass sich *Ivrit* in Israel gegenüber dem Hebräischen der Bibel und anderen denkbaren Konkurrenzsprachen durchgesetzt hat, ist erstaunlich, weil im Staat viele Einwanderer mit anderer Muttersprache leben. *Ivrit* bedeutete zur Zeit der Staatsgründung eine Abwendung von der Welt der Diaspora (*galut*), war prägend für das Bild eines “neuen Juden”, der sich vom Shtetl mit der Talmud-Schule und dem Jiddischen unterscheiden wollte. Aber auch im kritischen Post-Zionismus des modernen Israel stiftet die Sprache *Ivrit* Identität.

Religiöse *Speisegebote* stiften nicht bloß Identität, was bei einer so verstreut lebenden Ethnie wie dem Judentum besonders wichtig ist, die so geschaffene Identität hebt diese Ethnie auch wertmäßig von den anderen ab. Dies wird aus dem folgenden Text (vielleicht des 4. Jahrhunderts) deutlich: Die Stelle Leviticus 11, wo der Herr Moses und Aaron die reinen und unreinen Tiere nennt, gibt den rabbinischen Tora-Auslegern Anlass zur Frage, warum den *Gojim* nur die sieben noachitischen Gebote auferlegt wurden, den Juden aber viel mehr. Der »Midrasch wajikra rabba« (114 b) antwortet mit einem Gleichnis:

*R. Tanchum bar Chanilai hat gesagt: Womit lässt sich das vergleichen? Mit einem Arzt, der ging zwei Kranke besuchen, einen, bei dem es zum Leben stand, und einen moribunden. Dem, bei dem es zum Leben war, sagte er: “Dies kannst du essen und das sollst du nicht essen!”. Und beim anderen, den er aufgegeben hatte, sagte er: “Gebt ihm alles zu essen, was er wünscht!” – So heisst es von den Völkern der Welt, die nicht zum Leben in der zukünftigen Welt bestimmt sind: “Alles was sich regt und lebt, das sei*

---

<sup>25</sup> Aus Kostengründen (die Abbildungen wären nur farbig sinnvoll) müssen wir leider auf einen Abdruck verzichten.

<sup>26</sup> Anat FEINBERG in: *Basler Zeitung* vom 29. Mai 1997, Seite 6.

*eure Speise ...” (Gen. 9,3). Aber zu den Israeliten, die für das Leben des Gan Eden da sind: “Dies sind die Tiere, die ihr essen dürft ...” (Lev. 11,2).*

Ein gutes Beobachtungsfeld geben *Firmenzeichen* in der Werbung ab.<sup>27</sup>

Markenzeichen dienen nicht nur der Einheitlichkeit des Erscheinungsbildes einer Firma oder ihres Produkts, so dass dieses rasch identifiziert und mithin rasch konsumiert werden kann, sondern sind auch ein Kommunikationsmittel, insofern sie in einer konnotativen Beziehung zum Produkt stehen (der Cowboy für Marlboro, die orientalische Imagerie bei Camel).

Am Kolloquium hielt Edi Andrist, Creative Director Switzerland bei der Firma McCann-Erickson, einen Dia-Vortrag über die Werbung der Zigaretten-Marke “Camel”, der weit über das Produkte-Design dieser Marke hinausging.

Einerseits muss das Markenzeichen einheitlich, konsistent sein, damit es leicht vom potentiellen Käufer wiedererkannt wird – andererseits darf das Signet aber auch nicht eintönig präsentiert werden, damit sich der Käufer nicht für dumm verkauft vorkommt. Diese Variationen können vom leichten Schock des Überraschenden bis zur Persiflage gehen. Camel hat das Marken-Kamel vor dem üblichen Hintergrund für kurze Zeit durch ein Känguruh, eine Giraffe, einen Seehund, einen Tukan ersetzt.<sup>28</sup>

Der Graphiker Heiri Schmid hat für das Schüler-Magazin »Spick« mit dem uns nur im Hintergrund bewussten Repertoire der Signete gespielt, sie kontaminiert und durch die damit bewirkte Irritation bewusst gemacht.

Ein Teil der Bürger des Kantons Schwyz entsetzte sich über das neue *Logo* der Schwyzer Kantonsregierung, das anstelle des alten Wappens ein aufgelöstes, verfremdetes Kreuz zeigt, welches laut Regierungsrat die große Vielfalt des Kantons versinnbildlichen soll, das aber nach Ansicht vieler Leute eine Verschandelung des Kreuzsymbols darstellt und nationale Auflösung impliziert. Gegen das Logo hat sich ein Komitee stark gemacht, das innert dreier Wochen

---

<sup>27</sup> Beispiele: die besondere Typographie wie die Schnörkelschrift von Coca-Cola, ein Logo wie der Nike-Swoosh, ein Bild wie die Shell-Muschel, eine Figur wie Johnny Walker (seit 1820) oder das Michelin-Männchen (1898 erstmals auf einem Plakat) oder Knorrli, ein Slogan wie “Put the Tiger in your Tank”, ein Produkte-Design wie die krummhalsige Odol-Flasche, usw.

<sup>28</sup> Man erkennt, dass die modernen Werbefachleute die Nachlassverwalter der einstigen Poeten sind: die Spannung zwischen der Wiederkehr des Typischen und seiner Variation ist ja ein Hauptkennzeichen der Poesie, man vergleiche allein schon das Verhältnis von Takt und Rhythmus im Vers oder die Figur des Hendiadyoin.

3000 Unterschriften für eine Volksinitiative zusammenbrachte. Der Slogan hieß “Ja zu unserem Wappen”; über den Briefkopf wurde an der Urne abgestimmt.<sup>29</sup>

Viele Symbole werden erst dann in ihrer intendierten Funktion offenbar, wenn sie scheitern – sei dies, dass ihre vollständige Präsentation nicht zustandekommt, sei es, dass sie obsolet geworden sind, sei es weil sie überspannt verwendet wurden und sich somit dem Gelächter preisgeben.<sup>30</sup>

### **Aktualität des Themas**

Es ist ein Gemeinplatz, von der Fragmentierung des Ichs in der Postmoderne zu reden, vom diskontinuierlichen Umbau der Institutionen, ebenso von der Demontage der einst so selbstverständlich identitätsstiftenden Mythen, dies insbesondere in der Schweiz.<sup>31</sup> Ebenso verbreitet ist die Einsicht, dass Mobilität, Migrationsbewegungen und Globalisierungsdruck nationale Identitäten in Frage stellen.<sup>32</sup> Der dauernde, Flexibilität fordernde Umbruch in der neokapitalistischen Wirtschaftswelt lässt keine Kontinuität und keine Solidarisierung mit Beruf oder Firma zu. Das wird durch den Konkurrenzkampf bei rasanter Innovation wie aber wohl auch durch die Ideologen des Neokapitalismus verhindert: Erfahrungen älterer Menschen sind, da sie die über alles verehrten Götzen Risikobereitschaft und Innovation herabmindern könnten, wertlos.<sup>33</sup> Aber auch ausserhalb der Arbeitswelt i.e.S. stellt man Ähnliches fest. So scheint es insbesondere für junge Intellektuelle immer länger

---

<sup>29</sup> *Neue Zürcher Zeitung* vom 3.1.97, S. 13.

<sup>30</sup> Eine sehr ergiebige Studie hierzu: Rüdiger BRANDT, ‘das ain groß gelächter ward.’ Wenn Repräsentation scheitert, in: Hedda Ragotzky / Horst Wenzel (Hgg.), *Höfische Repräsentation. Das Zeremoniell und die Zeichen*, Tübingen: Niemeyer 1990, S. 303–331. – Missgeschicke bei Symbolgenese und Symbolgebrauch ist das Thema des Kolloquiums unserer Gesellschaft vom 14.–16. Oktober 1999.

<sup>31</sup> Guy MARCHAL, Die ‘Alten Eidgenossen’ im Wandel der Zeiten. Das Bild der frühen Eidgenossen im Traditionsbewusstsein und in der Identitätsvorstellung der Schweizer vom 15. bis ins 20. Jahrhundert, in: *Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft. Jubiläumsschrift 700 Jahre Eidgenossenschaft*, red. Hansjakob Achermann u.a., Olten: Walter 1990, Band 2, S. 309–403.

<sup>32</sup> Peter Berger (Hg.), *Die Grenzen der Gemeinschaft*. Konflikt und Vermittlung in pluralistischen Gesellschaften, Gütersloh: Bertelsmann-Stiftung 1997.

<sup>33</sup> Zum Problem des Selbstbewusstseins von Menschen, die ohne feste Ordnungen auskommen müssen vgl.: Richard SENNETT, *Der flexible Mensch*. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin: Berlin-Verlag 1998 (engl. *The Corrosion of Character*, New York: W.W.Norton 1998).

zu dauern, bis sie eine Persönlichkeit aufbauen können; Psychotherapeuten mit studentischer Klientele stellen eine Spätadoleszenz fest, die bis zum 30. Lebensjahr dauert.

Das Interesse am Phänomen ‘Identität’ mag gerade deshalb heute besonders stark sein, nicht bloß aus Nostalgie, so wie man in Ortsmuseen alte Geräte mit durchschaubarer Mechanik bewundert, sondern aus sozialpsychologischem Bedürfnis und politischer Notwendigkeit. Es geht um die Frage, wieviel Polyperspektivität man erträgt, bis man handlungsunfähig wird. “Persönliche Identität in Eigenregie und ohne Rollenidentifikation auszubilden und zu halten dürfte den Menschen überfordern ...”.<sup>34</sup> Es geht sodann um die Frage, ob eine pluralistische Gesellschaft langfristige kohärente normative Orientierungen zustande bringt, was für die politische Konsensfindung (etwa bei der Bewältigung ökologischer Probleme) eine notwendige Voraussetzung wäre. Darüber hinaus würde sich das Konzept der Identität in einer Epoche nach der Verabschiedung der traditionellen Metaphysik gut als Geländer anbieten.

\*\*\*

Paul Michel

---

<sup>34</sup> Thomas LUCKMANN in Identität [wie Anm. 4], S. 313 – das Zitat ist allerdings bereits 20 Jahre alt.